

Leseprobe



Ein Licht für deine Seele

Weihnachtsgeschichten, die gut tun

144 Seiten, 10,5 x 15,5 cm, gebunden

ISBN 9783746242712

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2014



Ein *L*icht
für deine
*S*eele

Weihnachtsgeschichten, die gut tun

benno

Inhaltsverzeichnis

IRISCHER WEIHNACHTSSEGEN

Zeit der Erwartungen und Zeit der Hoffnung

<i>Karl Heinrich Waggerl</i> : Advent	9
<i>Joseph Roth</i> : Weihnachten in Cochinchina	20
<i>Herbert Rosendorfer</i> : Schlittenfahrt	26
<i>Theodor Fontane</i> : Weihnachtsmorgen	38
<i>Petra Fietzek</i> : Weihnachtsgeheimnis	47

Weihnachten – mehr als ein Geschenk

<i>Erich Kästner</i> : Das Geschenk	53
<i>Helmut Thielicke</i> : Ungewöhnliche Leute vor der Krippe	62
<i>Siegfried Lenz</i> : Das Wunder von Striegeldorf	70
<i>Hanns Dieter Hüsch</i> : Die Bescherung	82
<i>Wolfgang Fietkau</i> : Lass doch dem Kind die Flasche	87
<i>Johannes Linke</i> : Besuch in der Christnacht	95

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st.benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st.benno.de.

ISBN 978-3-7462-4271-2

St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammengestellt von Volker Bauch, Leipzig
Umschlaggestaltung: birq design, Leipzig
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

<i>Dino Buzzati</i> : Die Nacht im Dom	103
<i>Karel Čapek</i> : Die Heilige Nacht	108
<i>Anthony de Mello</i> : Der Messias ist da	113
<i>Adalbert Stifter</i> : Weihnacht	115

Freude auf dem Weg zum Stern

<i>Johannes v. Hildesheim</i> : Die Legende von den Heiligen Drei Königen	122
<i>Hans R. Pruppacher</i> : Die Wanderer in der Wüste	128
<i>Elisabeth Hardt</i> : Die Legende vom vierten König	132
<i>Ellen Schöler</i> : Der König aus dem Morgenland	135
<i>Legende aus Russland</i> : Aber die Krippe war leer	140
Quellenverzeichnis	143

Trischer Weihnachtssegen

*S*egen sei mit dir,
 der Segen des strahlenden Lichtes,
 Licht sei um dich her
 und innen in deinem Herzen.
 Sonnenschein leuchte dir
 und erwärme dein Herz,
 bis es zu glühen beginnt
 wie ein großes Torfffeuer,
 und der Fremde tritt näher,
 um sich daran zu wärmen.

Zeit der Erwartungen und Zeit der Hoffnung

Advent

KARL HEINRICH WAGGERL



Das ist die stillste Zeit im Jahr, wenn es Weihnacht wird – die Zeit der kindlichen Zuversicht und der gläubigen Hoffnung.

Es mag ja nur eine Binsenwahrheit sein, aber es ist eine von den ganz verlässlichen Binsenweisheiten, dass hinter jeder Wolke der Trübsal doch immer ein Stern der Verheißung glänzt. Und daran trösten wir uns in diesen Wochen, wenn Nacht und Kälte unaufhaltsam zu wachsen scheinen. Wir wissen ja doch, und wissen es ganz sicher, dass die finsternen Mächte unterliegen werden, an dem Tag, mit dem die Sonne sich wendet, und in der Nacht, in der uns das Heil der Welt geboren wurde. Für die Leute in den Städten hat der Advent kein großes Geheimnis mehr, sie finden es nur unbequem und lästig, wenn die ersten Fröste kommen, wenn der Nebel in die Straßen fällt und das karge Licht des Tages noch mehr verkürzt. Aber der Mensch in den Bergen, in entlegenen Tälern und einschichtigen Höfen, der steht den gewaltigen Kräften der Natur noch unmittelbar gegenüber. Stürme toben durch die Wälder herab und ersticken

ihm das Feuer auf dem Herd, er sieht die Sonne auf ihrem kurzen Weg von Berg zu Berg krank werden und hinsterben, grausam finster sind die Nächte, und der Schneedonner schreckt das Wild aus seinen Zufluchten. Noch in meiner Kindheit gab es kein Licht in der Stube außer vom Kienspan oder einer armseligen Talgkerze. Der Wind rüttelte am Fenster und schnaufte durch die Ritzen, das hörte sich an wie der Atem eines Ungeheuers, das draußen herumging und überall schnupperte, einmal an der Wand und dann an den Dachschindeln, und plötzlich hörte man den Brunnen nicht mehr, da trank wohl das nächtliche Tier von dem Wasser. Unheimlich war das, gottlob, dass ein Licht dabei brannte, gottlob für diesen winzigen Funken Licht in der schrecklichen Finsternis!

Für mich begann damals der Advent immer mit dem Sonntag, an dem der Vater die Krippe herausräumte. Es war ja alles längst bekannt und vertraut und doch jedes Mal wieder aufregend genug, der hohe Berg, mit glänzendem Flitter angeschnitten, die Burg und darunter der Stall in einer Tuffsteingrotte. Darin kniete die liebe Frau selber, ihr Gesicht war aus Wachs geformt, schön rosig blühten ihre Wangen, und die Augen waren zwei blaue Glasperlen, mit denen schaute sie verwirrt ins Leere. Auf der Strohschütte

lag das nackte Himmelskind, und dahinter standen Ochs und Esel und beglötzt das Wunder. Jedes Jahr durfte ich dem Ochsen ein Büschel Heu ins Maul stecken, aber er fraß es ja nie, er schaute nur und schaute und begriff es nicht. Weil der Vater selber Zimmermann war, ließ er auch seinen Patron, den heiligen Josef, nicht nur so herumstehen, er dachte sich jedes Mal ein anständiges Geschäft für ihn aus und ließ ihn Holz klieben oder die Suppe kochen oder mit der Laterne die Leute hereinweisen, die von überall her gelaufen kamen und Käse mitbrachten oder Brot oder auch ein Lämmchen, das sie vor sich herschoben. Es hauste freilich ein recht ungleiches Volk in unserer Krippe, nicht nur Hirten, auch etliche Zinnsoldaten und der Fürst Bismarck und überhaupt alle Bresthaften aus der Spielzeugkiste, die sich das Jahr über ein Ausgedinge verdient hatten. Oben hinter den Zinnen der Burg durfte immer mein grüner Frosch aus Seife sitzen, ihm machte es nichts aus, ein paar Wochen lang für einen Hund zu gelten. Ganz zuletzt kam der Augenblick, auf den ich schon tagelang gelauert hatte. Der Vater klemmte plötzlich meine Schwester zwischen die Knie, und ich durfte ihr das längste Haar ausziehen, ein ganzes Büschel versteht sich, damit man genügend zur Auswahl hatte. Denn an solch ein Haar wurde

ein golden gefiederter Engel geknüpft, damit er sich unmerklich drehe und wachsam umherblicke. Das Gloria sangen wir selber, der Vater hatte uns sogar einen Vers dazu gemacht. Es klang vielleicht ein bisschen grob und einfältig in unserer breiten Mundart, aber Gott schaut seinen Kindern ja ins Herz und nicht auf das Maul, und es ist auch gar nicht so, dass er etwa nur Latein verstünde.

Immer am 21. Dezember, bedeutsamer Weise am Tag des ungläubigen Thomas, musste der Wunschbrief an das Christkind geschrieben werden, ohne Kleckse natürlich, und mit keinen andern Schreibfehlern als solchen, die die Mutter selber machte, und sauber mit Farben ausgemalt. Zuerst verzeichnete ich anstandshalber das, was ohnehin von selber eintraf, Fäustlinge, ein Hemd und Strümpfe. Darunter aber schrieb ich Jahr für Jahr mit hoffnungsloser Geduld den höchsten meiner Träume, den Anker-Steinbaukasten, ein Wunderwerk, nach allem, was man davon hörte. Ich glaube heute noch, dass aus ihm sogar die Architekten zu Anfang des Jahrhunderts ihre Eingebungen holten. Aber ich selber bekam ihn nie, wahrscheinlich wegen der ungemein genauen himmlischen Buchführung, die alle meine Sünden sorgfältig verzeichnete, gestohlene Zuckerstücke und zerbrochene Fensterscheiben und

ähnliche Missetaten, die sich in etlichen Wochen auffälliger Frömmigkeit vor Weihnachten auch nicht mehr abgelten ließen.

Wenn mein Wunschzettel fertig vor dem Fenster lag, musste ich aus brüderlicher Liebe auch noch den für meine Schwester schreiben. Ungemein zungenfertig plapperte sie von einer Schlafpuppe, einer Wiege, einem Kramladen, von lauter albernem Zeug. Da und dort schrieb ich ein heimliches „Muss nicht sein“ dazu, aber vergeblich. Am Heiligen Abend konnte sie doch eine Unmenge von Früchten ihrer Unverschämtheit unter dem Christbaum ernten. Und ich musste mich tagelang damit plagen, einige von ihren Sachen so weit zu ruinieren, dass sie für mich noch zu brauchen waren.

Die Adventsabende wären nicht denkbar gewesen ohne ein feierliches Lied, wenn es auch natürlich nicht immer so gut geraten konnte wie in jener ersten Heiligen Nacht, als die Engel das Gloria vom Himmel herunter sangen. Sogar bei uns daheim, obwohl wir keine sehr musikalische Familie waren, stellten wir uns alle vor den brennenden Kerzen auf, und dann stimmte die Mutter das Lied vom Tannenbaum an. Aber wir kamen kaum einmal über eine Strophe hinaus. Schon bei den ersten Tönen fing meine Schwester aus übergroßer Ergriffenheit zu

schluchzen an. Der Vater hielt ein paar Takte länger aus, bis er merkte, dass das, was er hören ließ, gar nicht in dieses Lied passte. Ich selber aber konnte in meinem verbohrt Grübeln, wieso denn eine Fichte ihrer grünen Blätter wegen gepriesen wurde, die zweite Stimme nicht halten. Daraufhin brachte die Mutter auch mich mit einem Kopfstück zum Schweigen und sang das Lied als Solo zu Ende, wie sie es gleich hätte tun sollen.

Heutzutage weiß man nicht mehr viel von alten Weihnachtsbräuchen, wie etwa das Anglöckeln einer war. Ich wüsste nicht zu sagen, was für ein tieferer Sinn in dieser Sitte liegen könnte, vielleicht steckt wirklich noch ein Rest von Magie aus der Heidenzeit dahinter, wie manche Gelehrte meinen. Meine Mutter jedenfalls hielt dafür, dass es ein frommer Brauch sei, und deshalb durfte auch ich mit meiner Schwester und dem Nachbarbuben auf die Reise gehen. Was dazu an Verkleidung nötig war, besorgte der Vater mit einer unerschöpflichen Fantasie. Unter seinen Händen verwandelten wir uns in seltsame Zwitterwesen, halb Engel, halb Gespenst. Aber uns machte es weiter kein Kopfzerbrechen, wen wir eigentlich darstellten sollten, die Heiligen Drei Könige oder bloß etliche von den vierzig Räufern. Das Wichtigste an der ganzen Ausrüstung war jedenfalls

ein geräumiger Sack. Mit dem zogen wir abends von Tür zu Tür und sangen, was uns gerade einfiel, Heiliges und Unheiliges durcheinander. Manchmal kam gleich ein ungehobelter Hund dazwischen, der uns an die Beine fuhr, statt andächtig zuzuhören, aber gewöhnlich konnten wir mit dem Erfolg zufrieden sein, aus Gründen freilich, die ich damals nicht richtig einschätzte. Denn die Leute stürzten sofort an die Türen, wenn wir unseren Gesang anstimmten, und stopften uns eilig Kletzenbrot und Äpfel in den Sack, nur damit wir gleich wieder aufhörten und weiterzögen. Das taten wir auch bereitwillig, sobald unsere Fracht genügend angewachsen war. Ich wollte, es wäre dabei geblieben, und meine Zuhörer belohnten mich auch heute noch dafür, dass ich schweige.

Advent, sagt man, sei die stillste Zeit im Jahr. Aber in meinem Bubenalter war er keineswegs die stillste Zeit. Zu Anfang Dezember, in den unheimlichen Tagen, während Sankt Nikolaus mit dem Klaubauf unterwegs war, wurde ich in den Wald geschickt, um den Christbaum zu holen. Mit Axt und Säge zog ich aus, von der Mutter bis zum Hals in Wolle gewickelt und mit einem geweihten Pfennig versehen, damit mich ein heiliger Nothelfer finden konnte, wenn ich mich etwa verirrt. Ein Wunder von einem Baum stand mir vor Augen, mannshoch und sehr dicht

beastet, denn er sollte nachher ja auch etwas tragen können. Stundenlang kroch ich im Unterholz herum, aber ein Baum im Wald sieht sich ganz anders an als einer in der Stube. Wenn ich meine Beute daheim endlich in die Waschküche schleppte, hatte sich das schlanke, pfeilgerade Stämmchen doch wieder in ein krummes und kümmerliches Gewächs verwandelt, auch der Vater betrachtete es mit Sorge. Er musste seine ganze Zimmermannskunst aufwenden, um das Ärgste zurechtzubiegen, ehe uns die Mutter dazwischen kam.

Ach, die Mutter! In diesen Wochen lief sie mit hochroten Wangen herum, wie mit Sprengpulver geladen, und die Luft in der Küche war sozusagen geschwängert mit Ohrfeigen. Dabei roch die Mutter so unbeschreiblich gut, überhaupt ist ja der Advent die Zeit der köstlichen Gerüche. Es duftet nach Wachlichtern, nach angesengtem Reisig, nach Weihrauch und Bratäpfeln. Ich sage ja nichts gegen Lavendel und Rosenwasser, aber Vanille riecht doch eigentlich viel besser, oder Zimt und Mandeln.

Mich ereilten dann die qualvollen Stunden des Teigrührens. Vier Vaterunser das Fett, drei die Eier, ein ganzer Rosenkranz für Zucker und Mehl. Die Mutter hatte die Gewohnheit, alles Zeitliche in ihrer Kochkunst nach Vaterunsern zu bemessen, aber

die mussten laut und sorgfältig gebetet werden, damit ich keine Gelegenheit fände, den Finger in den köstlichen Teig zu tauchen. Wenn ich nur erst den Bubenstrümpfen entwachsen wäre, schwor ich mir damals, dann wollte ich eine ganze Schüssel voll Kuchenteig aufessen, und die Köchin sollte beim geheizten Ofen stehen und mir dabei zuschauen müssen! Aber leider, das ist einer von den Knabenträumen geblieben, die sich nie erfüllt haben.

Am Abend nach dem Essen wurde der Schmuck für den Christbaum erzeugt. Auch das war ein unheilswangeres Geschäft. Damals konnte man noch ein Buch echten Blattgoldes für ein paar Kreuzer beim Krämer kaufen. Aber nun galt es, Nüsse in Leimwasser zu tauchen und ein hauchdünnes Goldhäutchen herum zu blasen. Das Schwierige bei der Sache war, dass man vorher nirgendwo Luft von sich geben durfte. Wir saßen alle in der Runde und liefen blaurot an vor Atemnot, und dann geschah es eben doch, dass plötzlich jemand niesen musste. Im gleichen Augenblick segelte eine Wolke von glänzenden Schmetterlingen durch die Stube. Einerlei, wer den Zauber verschuldet hatte, das Kopfstück bekam jedenfalls ich, obwohl es nur bewirkte, dass sich der goldene Unsegen von Neuem in die Lüfte hob. Ich wurde dann in die Schlafkammer verbannt

und musste Silberpapier um Lebkuchen wickeln – ungezählte Lebkuchen!

Es kam endlich doch der Heilige Abend, und mit ihm die letzte der Prüfungen, das Bad in der Küche. Das fing ganz harmlos an, ich saß im Zuber wie ein gebrühtes Schweinchen und plätscherte verschämt mit dem Wasser, in der Hoffnung, dass ich nun doch schon groß genug sei, um der Schande des Gewaschenwerdens zu entgehen. Aber plötzlich fiel die Mutter wieder mit der Reibbürste über mich her, es half nichts, kein Gezeter und Gespreize. Erst in der äußersten Not erbarmte sich der Vater und nahm ein bis zur Unkenntlichkeit entstelltes, ein durchscheinendes Geschöpf in seine Arme. Da war sie nun wirklich, die stillste Zeit im Jahr, wirklich Stille und Friede und köstliche Geborgenheit an seiner breiten Brust. Später, wenn die Kerzen am Baum längst erloschen waren, um die Mitternacht, durfte ich die Mutter zur Mette begleiten. Ich weiß noch gut, wie stolz ich war, als sie mich zum ersten Mal nicht mehr an der Hand führte, sondern neben sich hergehen ließ als ihren Sohn und Beschützer. Auch in der Kirche kniete ich nun auf der Männerseite. Die Frauen sangen auf dem Chor, und der Pfarrer am Altar hielt eine Weile inne, um das Weihnachtslied anzuhören, diese holde Weise von der stillen Nacht,

die schon so lang, über die Grenzen und Zeiten hinaus, das Gemüt der Menschen bewegt. Heute liegt das alles weit zurück, aller Weihnachtsglanz der Kindheit. Aber die Christnacht ist immer noch voll von Geheimnissen, sie blieb die Nacht der Offenbarungen. Ich trete vor das Haus, lang vor Mitternacht, ich schaue empor, das Licht der Sterne stürzt mir in die Augen, aber alles ist still, alles hält den Atem an und wartet auf das Wunder. Auf den Höhen sehe ich schwebende Lichter, als hätten sich Sterne vom Himmel gelöst und wanderten nun ins Tal. Das sind die Kienfackeln und die Laternen der Leute, die vom Berg herab zur Mette gehen. Im letzten Jahr, als ich selber den verschneiten Bach entlang lief, da fand ich eine erfrorene Kuckucksblume, unzählige braune Samenkörner rieselten in meine Hand. Und während ich sie weit verstreute, dachte ich so vor mich hin, wie tröstlich es doch ist, dass sich Gottvater nicht auch von den Ergebnissen unserer Wissenschaft erschrecken lässt, sondern dass er nach wie vor nur seinen Kuckucksblumensamen erzeugt.

Ich ging aber weiter, und plötzlich schlugen die Glocken an und läuteten freudevoll zusammen. Gloria! sang der Pfarrer in der Kirche mit aller Gewalt – Gloria in excelsis Deo! Und die Leute fielen ins Knie, und es waren wieder Hirten und Bauern wie damals

in der gesegneten Stunde. Nun ja, Hirten – aber wir meine Freunde? Leben wir nicht auch in einer Weltzeit des Advents? Scheint uns nicht alles von der aufkommenden Finsternis bedroht zu werden, das karge Glück unseres Daseins? Wir warten bang auf den Engel mit der Botschaft des Friedens und überhören so leicht, dass diese Botschaft nur denen gilt, die guten Willens sind. Es ist keine Hilfe und keine Zuflucht bei der Weisheit der Weisen und bei der Macht der Mächtigen. Denn der Herr kam nicht zur Welt, damit die Menschen weiser, sondern damit sie gütiger würden. Und darum sind es allein die Kräfte des Herzens, die uns vielleicht noch werden retten können.



Weihnachten in Cochinchina

JOSEPH ROTH

Es geschah an einem der wunderbaren Tage, die dem Anbruch der Weihnachtsferien mit angehaltenem Atem vorangingen und die ich damals den schulfreien Zeiten ebenso vorzog, wie ich heute den

Tag meiner Abfahrt einer langen Reise vorziehe, dass der Herr Lehrer sagte: „Jungens, wer fünf Pfennige hat, kommt heute Nachmittag hierher in die Klasse, wir gehen ins Weltpanorama!“

Ich streckte zwei Finger in die Höhe und sagte: „Ich habe keine fünf Pfennige!“

Einen Augenblick herrschte Schweigen, wie wenn der Herr Direktor inspizieren gekommen wäre. Der Lehrer hatte sich umgewandt, den Rücken kehrte er der Klasse zu, das Angesicht der Tafel, als glaubte er, dass von ihr ein Gedanke komme, dass auf ihrer matten, schwarzen Fläche ein unsichtbarer Engel mit weißer Kreide einen guten Rat hinschreiben könnte. Wahrscheinlich geschah etwas Ähnliches. Denn nach ungefähr einer Minute wandte der Lehrer sein Gesicht wieder der Klasse zu und sagte zu mir, der ich immer noch stand: „Setz dich vorderhand!“

In der Pause kam der Schuldiener in den Hof und holte mich zum Herrn Direktor in die Kanzlei.

„Zeig deine schmutzigen Finger her!“, schrie der Herr Direktor. Ich hielt beide Hände in die Luft, waagrecht vor mich hin.

Der Herr Direktor beugte sich ein wenig hinab, um sie zu betrachten. Er hatte aber nicht den goldgeränderten Zwicker angelegt, wie er es sonst zu tun

pfl egte, wenn er etwas ernstlich zu untersuchen entschlossen war. Ich wusste bereits, dass es sich um etwas ganz anderes handelte als um meine schmutzigen Finger.

„Du gehst heute mit ins Weltpanorama, ohne zu zahlen!“, sagte der Herr Direktor. Vielleicht hätte er mir noch etwas mitzuteilen gehabt. Aber es läutete schon. Deshalb murmelte er nur: „Geh in die Klasse!“

Ich kratzte mit einem Fuß die Diele und ging.

Am Nachmittag um drei Uhr, die Dämmerung lauerte schon an den Fenstern, brachen wir auf zum Weltpanorama.

Es lag in einer stillen, kleinen Gasse und sah von außen einem gewöhnlichen Laden ähnlich. Über der Glastür hing eine rotweiße Fahne, öffnete man die Tür, so erklang eine Glocke wie ein Gruß. Am Eingang saß eine Dame wie eine grauhaarige Königin und verkaufte Eintrittskarten. Drinnen war es dunkel, warm und sehr still. Sobald sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickten sie einen Kasten, rund wie ein Karussell, hoch wie der halbe Raum, mit Gucklöchern in Manneshöhe die ganze Rundung entlang, in Abständen von etwa je zwanzig Zentimetern. Die Gucklöcher an dem Kasten leuchteten wie Katzenaugen in der Finsternis. Man ahn-

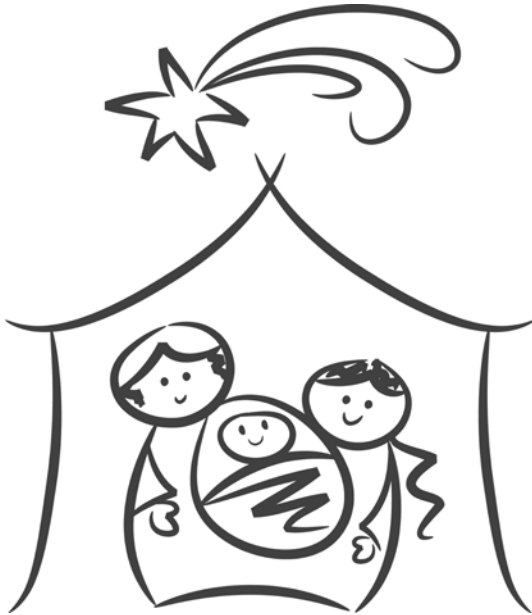
te, dass der Kasten innen hohl und beleuchtet war. Unten stahl sich aus seinem Innern ein schwacher, geheimnisvoller Schimmer und verschwamm auf dem Fußboden. Vor jedem Guckloch-Paar stand ein runder Klaviersessel.

„Setzen!“, sagte der Herr Lehrer, es klang wie in der Klasse, aber in der Finsternis war es kein Befehl, sondern nur eine Art milder Einladung.

Wir rückten mit den Stühlen, ich saß, weil ich zu klein war, nicht ganz, sondern hatte den runden Sessel gleichsam halb gelüftet und presste meine Nase gegen die Wand des Kastens, meine Augen gegen die Gucklöcher, die von Metall umrahmt waren.

Drinnen erschienen Bilder aus Cochinchina. Der Himmel war blau, unendlich, strahlend. Es war jene Art von sommerlichem Blau, das so aussieht, als hätte es in sich eine Menge Sonnengold verschluckt, verwischt, zerrieben und in noch mehr Blau verwandelt. Man hatte die Empfindung, dass dieser blaue Himmel strahlen müsste, auch wenn er keine Sonne zu tragen hätte. Aber zum Überfluss schien auch noch die Sonne. Nach dem zweiten Bild wusste ich nicht mehr, dass draußen Dezember war und Regen in gasförmigem Aggregatzustand in der Luft. Die Sonne rann aus dem Kasten durch die Augen ins Herz und gleichzeitig in die Welt. Unbeweglich

Weinachten – mehr als ein Geschenk



Das Geschenk

ERICH KÄSTNER

Der 24. Dezember begann im Johann Sigismund-Gymnasium mit einem Höllenspektakel. Die Jungen rasten wie die Wilden die Treppen hinauf und herunter. Der eine hatte seine Zahnbürste aus Versehen im Waschsaal liegenlassen. Der andere suchte den Kofferschlüssel wie eine Stecknadel. Der dritte hatte vergessen, die Schlittschuhe einzupacken. Der vierte holte Verstärkung, weil der Koffer zu voll war und nur schloss, wenn sich mindestens drei Mann daraufsetzten.

Die Primaner taten zwar, als ob sie es bei Weitem weniger eilig hätten. Aber wenn sie niemand beobachtete, rasten sie ganz genau wie die Kleineren durch die Korridore.

Gegen zehn Uhr früh war die Schule schon halb leer. Die anderen, die später fuhren, machten zwar noch genügend Radau. Aber der Kenner spürte doch schon, dass die Auswanderung begonnen hatte.

Mittags zog dann der nächste Trupp durchs weitgeöffnete Tor. Die Mützen saßen schief auf den Köpfen. Die schweren Koffer schleppten sie im Schnee.

Matthias kam ein paar Minuten danach hinterhergestolpert. Er hatte sich bei Uli verspätet. Johnny stand am Tor und gab ihm die Hand.

„Pass gut auf den Kleinen auf!“, sagte Matthias. „Ich werde ihm öfters schreiben. Und lass dir’s gutgehen!“

„Gleichfalls“, meinte Johnny Trotz. „Ich passe schon auf. Aber nimm die Beine untern Arm. Sebastian ist bereits vorausgegangen.“

„Man hat’s schwer“, stöhnte Matz. „Zum Bäcker Scherf muss ich auch noch. Sonst verhungere ich im Zug. Und das kann ich meinen alten Herrschaften doch nicht antun. Hör mal, Dichterst, wo ist denn eigentlich Martin Thaler, auch das Dreimarkstück genannt? Ich wollte mich nämlich von ihm verabchieden. Aber ich finde ihn nirgends. Und ohne ihn ist das unmöglich. Na, grüß ihn bestens. Und er soll mir einen Kartengruß zukommen lassen, damit ich weiß, mit welchem Zug er in unser Bildungsinstitut zurückfährt.“

„Schon gut“, sagte Johnny. „Ich werde es ausrichten. Nun halte aber den Mund und mach, dass du fortkommst!“

Matz hob den Koffer auf die linke Schulter, rief: „Mensch, ich krieg ’nen Punchingball!“, und zog wie ein studierter Gepäckträger davon.

Der Bahnhof wimmelte von Gymnasiasten. Die einen wollten nach dem Norden fahren, die anderen nach Osten. Die zwei Züge, auf die man wartete, passierten Kirchberg kurz hintereinander.

Die Primaner spazierten mit ihren Tanzstundendamen die Bahnsteige entlang und plauderten weltmännisch. Man überreichte einander Blumen und Lebkuchen. Der schöne Theodor erhielt von seiner Tangopartnerin, einem gewissen Fräulein Matwine Schneidig, ein Zigarettenetui, das beinahe echt war. Er zeigte es stolz den anderen Primanern. Sie wurden hellgelb vor Neid.

Sebastian, der in der Nähe stand und einen Haufen Unterklassianer um sich versammelt hatte, riss auf Kosten der Primaner Witze und hatte großen Heiterkeitserfolg.

Endlich kam auch Matthias an. Er setzte sich auf seinen Koffer und aß sechs Stück Kuchen. Anschließend lief der erste der beiden Züge ein. Die Gymnasiasten, die nach Norden reisten, erstürmten ihn wie eine feindliche Festung. Dann schauten sie aus den Abteifenstern und unterhielten sich so laut wie möglich mit denen, die noch warten mussten. Ein Sekundaner streckte eine Tafel aus dem Zug. Auf der Tafel stand: „Parole Heimat!“ Ein Sextaner kletterte heulend wieder aus dem Zug heraus. Der kleine

Trottel hatte seinen Koffer auf dem Bahnsteig stehen lassen. Er fand ihn aber und kam noch zurecht.

Als der Zug abfuhr, schwenkten alle die Mützen. Und die Tanzstundendamen winkten mit ihren winzigen Taschentüchern. Man rief: „Frohe Weihnachten!“ Andere brüllten: „Prost Neujahr!“ Und Sebastian schrie: „Fröhliche Ostern!“ Dann fuhr der Zug aus der Halle.

Es ging auch weiterhin außerordentlich fidel zu. Und außer dem Stationsvorsteher waren alle guter Laune. Er atmete erst auf, als auch der zweite Zug hinausschnaufte und als weit und breit kein Gymnasiast mehr zu sehen war. Von seinem Standpunkt aus hatte er ja recht.

Das Schulhaus war wie ausgestorben. Das Dutzend Schüler, das erst am Nachmittag fuhr, spürte man überhaupt nicht.

Da zog der Justus seinen Wintermantel an und ging in den stillen weißen Park hinunter. Die Gartenwege waren zugeschnitten. Unberührt lagen sie da. Verschwunden waren Lärm und Gelächter. Justus Bökh blieb stehen und lauschte dem raschelnden Schnee, den der Wind von den Zweigen pustete. Na also, die große Ruhe und die große Einsamkeit konnten beginnen!

Als er in einen Seitenweg einbog, bemerkte er Fußstapfen. Es waren die Abdrücke von einem Paar

Knabenschuhen. Wer lief denn jetzt allein im Park umher?

Er folgte den Spuren. Sie führten zu der Kegelbahn hinunter. Der Justus schlich auf den Zehenspitzen durch den Schnee, an der Schmalseite des Schuppens entlang, und blickte vorsichtig um die Ecke.

Auf der Brüstung saß ein Junge. Er hatte den Kopf an einen der hölzernen Pfeiler gelehnt und starrte zu dem Himmel hinauf, über den die schweren Schneewolken hinzogen. „Hallo!“, rief der Justus.

Der Junge zuckte zusammen und drehte sich erschrocken um. Es war Martin Thaler. Er sprang von der Brüstung herunter.

Der Lehrer ging näher. „Was machst du denn hier unten?“

„Ich wollte allein sein“, meinte der Junge.

„Dann entschuldige die Störung“, sagte der Justus.

„Aber es trifft sich ganz gut, dass ich dir begegne. Warum hast du denn gestern früh so saumäßig schlecht gelesen, hm?“

„Ich dachte an etwas anderes“, antwortete Martin betreten.

„Hältst du das für eine passende Entschuldigung, wie? Und warum hast du gestern Abend so miserabel Theater gespielt? Und warum hast du gestern und heute im Speisesaal fast nichts gegessen?“

„Da hab ich auch an etwas anderes denken müssen, Herr Doktor“, erwiderte Martin und schämte sich in Grund und Boden.

„So. Woran musstest du denn denken? An Weihnachten?“

„Jawohl, Her Doktor.“

„Na, besonders drauf zu freuen scheinst du dich ja nicht.“

„Nein, nicht besonders, Herr Doktor.“

„Wann fährst du denn heim? Mit dem Nachmittagszug?“ Da liefen dem Primus der Tertia zwei große Tränen aus den Augen. Und dann noch zwei Tränen. Aber er biss die Zähne zusammen, und da kamen keine Tränen weiter. Schließlich sagte er: „Ich fahre gar nicht nach Hause, Herr Doktor.“

„Nanu“, meinte der Justus. „Du bleibst während der Ferien in der Schule?“

Martin nickte und wischte mit dem Handrücken die vier Tränen fort.

„Wollen denn deine Eltern nicht, dass du kommst?“

„Doch, Herr Doktor, meine Eltern wollen.“

„Und du? Willst du denn nicht?“

„Doch. Ich will auch, Herr Doktor.“

„Na, zum Donnerwetter noch einmal!“, rief der Justus.

„Was soll das denn heißen? Sie wollen! Du willst! Und trotzdem bleibst du hier? Woran liegt das denn?“

„Das möchte ich lieber nicht sagen, Herr Doktor“, meinte Martin. „Darf ich jetzt gehen?“ Er drehte sich um und wollte fortlaufen.

Aber der Lehrer hielt ihn fest. „Moment, mein Sohn!“, sagte er. Dann beugte er sich zu dem Jungen hinab und fragte ihn sehr leise, als dürften es nicht einmal die Bäume hören: „Hast du etwa kein Fahrgeld?“ Da war es mit Martins tapferer Haltung endgültig vorbei. Er nickte. Dann legte er den Kopf auf die schneebedeckte Brüstung der Kegelbahn und weinte zum Gotterbarmen. Der Kummer packte den Jungen im Genick und schüttelte und rüttelte ihn hin und her.

Der Justus stand erschrocken daneben. Er wartete eine Weile. Er wusste, dass man mit dem Trösten nicht zu früh beginnen darf. Dann nahm er sein Taschentuch, zog den Jungen zu sich heran und wischte ihm das Gesicht ab. „Na, na“, sagte er. „Na, na.“ Er war selber ein bisschen mitgenommen. Er musste ein paar Mal energisch husten. Dann fragte er: „Was kostet denn der Spaß?“

„Acht Mark.“

Der Justus holte seine Brieftasche heraus, nahm einen Geldschein und sagte: „So, da hast du zwanzig Mark. Das reicht für die Heimfahrt und für die Rückreise.“

Martin starrte entgeistert auf die Banknote. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, das geht nicht, Herr Doktor.“

Der Justus steckte ihm den Schein in die Jacketttasche und meinte: „Willst du gleich folgen, du Lümmel?“

„Ich habe aber selber noch fünf Mark“, murmelte Martin.

„Ja, willst du denn deinen Eltern nichts schenken?“

„Doch, sehr gern. Aber ...“

„Siehst du wohl!“, sagte der Hauslehrer.

Martin rang mit sich. „Vielen, vielen Dank, Herr Doktor. Aber ich weiß nicht, wann Ihnen meine Eltern das Geld zurückzahlen können. Mein Vater hat nämlich keine Stellung. Hoffentlich finde ich Ostern einen Sextaner, dem ich Nachhilfe geben kann. Hat es solange Zeit?“

„Willst du gleich den Mund halten?“, sagte Doktor Bökh streng. „Wenn ich dir am Heiligen Abend das Reisegeld schenke, dürft ihr mir's gar nicht wiedergeben! Das wäre ja noch schöner!“

Martin Thaler stand neben seinem Lehrer und wusste nicht, was er tun und wie er sich bedanken sollte. Endlich griff er zaghaft nach der Hand des Mannes und drückte sie leise.

„Na, nun pack aber deinen Koffer!“, sagte der Justus. „und grüße deine Eltern schön von mir. Vor allem deine Mutter. Die kenne ich ja schon.“

Der Junge nickte. Dann erwiderte er: „Und grüßen Sie, bitte, auch Ihre Mutter vielmals!“

„Das wird leider nicht möglich sein“, meinte Doktor Bökh. „Meine Mutter ist seit sechs Jahren tot.“

Martin machte eine Bewegung. Es sah fast aus, als wolle er seinem Lehrer um den Hals fallen. Er tat es natürlich nicht, sondern trat respektvoll zurück und blickte den Justus lange und treuherzig an.

„Schon gut“, sagte Doktor Bökh. „Ihr habt mir ja den Nichtraucher beschert. Mit dem werde ich heute Abend Weihnachten feiern. Drüben in seiner Eisenbahnvilla. Und um Uli und dessen Eltern und um Johnny Trotz muss ich mich auch ein bisschen kümmern. Du siehst, sehr viel Zeit zum Einsamsein werde ich gar nicht haben.“ Dann klopfte er dem Jungen auf die Schulter und nickte freundlich: „Glückliche Reise, Martin!“

„Und nochmals vielen Dank“, sagte der Junge leise. Dann drehte er sich um und rannte davon.

Ungewöhnliche Leute vor der Krippe

HELMUT THIELICKE

Auf dem Bücherbord gegenüber meinem Schreibtisch steht fast jedes Jahr, wenn es Weihnachten wird, ein kleines Foto, das mir besonders lieb ist. Ich habe es so aufgestellt, dass während der Arbeit mein Blick hin und wieder darauf fällt. Es hat gar keinen Kunstwert. Irgendjemand hat nur die Szene eines weihnachtlichen Krippenspieles geknipst. Auch der Aufbau dieser Szene zeigt keineswegs das, was man großes Theater nennt. Man sieht eine größere Schar meist jüngerer Männer in langen weißen Gewändern und mit Kerzen in der Hand auf einen Altar zuschreiten. Auf diesem Altar, ganz offensichtlich ein Produkt der Gründerzeit und also in ästhetischer Hinsicht keineswegs erbaulich, stehen, knien und liegen vier Männer, die der herannahenden Schar mit höchstem Erschrecken entgegensehen: Der eine hält die Hand vor die Augen, als ob er geblendet wäre, ein anderer scheint in Deckung zu gehen, und ein Dritter macht eine Geste der Ka-

pitulation. Es ist ganz klar, was hier gemeint ist: Die weiß gekleideten Gestalten sind die himmlischen Chöre der Engel, und die vier Männer auf dem Altar sind die verwetterten und erschreckten Hirten.

Manchmal greift einer meiner Freunde, wenn er mich besucht, nach dem Bild und fragt ein wenig erstaunt: „Warum hast du gerade das hier stehen?“

Meist sieht er ein bisschen hilflos aus, wenn er so fragt, denn der Takt verbietet ihm, noch hinzuzufügen: „Und dazu noch ein so gewöhnliches Bild – ein Bild ohne jeden Kunstverstand!“

In solchen Fällen lasse ich meine Besucher gern etwas raten und frage sie: „Ja, was meinen Sie denn wohl, wer diese Leute hier sind?“ Es ist dann sehr eigenartig, wie fast alle die gleiche Antwort geben. Sie sagen nämlich: Ja – wer das wohl ist? Jedenfalls fällt einem der gesammelte, der geradezu ergriffene Gesichtsausdruck der Darsteller auf. Sie sind offenbar ganz „dabei“, und es ist für sie sicher sehr viel mehr als bloßes Spiel. Wahrscheinlich sind es wohl Leute aus einer christlichen Gemeinde, vielleicht ein Kerntrupp dieser Gemeinde. Einer meint sogar, es sei womöglich eine Diakonenschule oder so was Ähnliches.

Ich kann es dann manchmal kaum erwarten, bis ich das Ratespiel beenden und ihnen reinen Wein

einschenken kann. – „Sie haben gründlich vorbeigeschossen“, sage ich ihnen dann. „Aber ich verstehe, wie Sie zu Ihrer Vermutung kamen. Die Leute sind wirklich dem Weihnachtswunder nahe und haben es in ihr Herz geschlossen. Sie spielen ihre Andacht keineswegs, sondern sie sind wirklich ‚dabei‘. Aber es ist kein christlicher Männerverein und auch keine Diakonenschule. Es ist die Aufnahme von einer Weihnachtsfeier in der Vollzugsanstalt B. Ich habe da vor einiger Zeit mal zu den Gefangenen gesprochen und sie in ihren Zellen besucht. Sie hörten zu – nun, ich kann nur sagen: wie Verdurstende. Der Gefangenen-Pfarrer schenkte mir dann dieses Bild. Ich kann mich nicht mehr davon trennen. ‚Sehn Sie diesen Jungen hier‘, sagte mir damals der Pfarrer, ‚der hat um einer Armbanduhr willen im Streit seinen Freund erschlagen.‘ Dem ist nun schon Jahr für Jahr immer die gleiche Szene anvertraut. Er kniet vor der Krippe und sagt: ‚Ich lag in tiefster Todesnacht, du warest meine Sonne.‘ Ich sage Ihnen: Wenn Sie das aus diesem Munde hören, geht es Ihnen durch und durch.“

Warum ist mir dieses Bild so nahegegangen, und warum geht es meinen Besuchern auch nahe? Ich frage mich durchaus selbstkritisch, ob sich in dem, was mich da beeindruckt, nicht eine gewisse Anfällig-

keit für Sentimentalität und Kitsch melden könnte. Der Schimmer der weihnachtlichen Kerzen und das milde Fest der Liebe in Kontrast zu Mördern und Gewaltverbrechern, die hier als Engel maskiert sind, diese Melodramatik könnte Courths-Mahler näher stehen als dem Evangelisten Lukas.

Aber ich fürchte: Mit dieser snobistischen Deutung würde ich nur von mir abtun wollen, was mich in einer viel tieferen Schicht meines Ichs angerührt, was mich nämlich ins Herz (und keineswegs nur ins Nervensystem!) getroffen hat. Denn das Wunder, das auf diesem Bilde festgehalten wurde, ist doch dies: Hier wandern Menschen aus einer sehr düsteren Vergangenheit auf die Krippe zu, und das Weihnachtslicht trifft ihr verfluchtes Leben. Indem es sie aber so trifft, leuchten sie davon auf. Denn obwohl sie aus verschlossenen Zellen kommen und nachher hinter Schloss und Riegel zurückkehren, dürfen sie nun unter dem geöffneten, unter dem „entriegelten“ Himmel stehen. Von einigen unter ihnen habe ich erfahren, dass sie, wie der verlorene Sohn am Schweinetrog, kehrtgemacht, dass sie dies segnende Licht zu glauben gelernt haben und unter ihm neue Menschen geworden sind. Sie spielen nun nicht mehr, sondern es ist ihnen ernst. Sie sagen auch keine eingetrichterten Versehen auf, sondern

Die Bescherung

HANNS DIETER HÜSCH

» *D*ass mir keiner ins Schlafzimmer kommt«, alle Jahre wieder ertönt dieser obligatorische Imperativ, wenn es darum geht, am Heiligen Abend Pakete und Päckchen in geschmackvolles Weihnachtspapier zu schlagen, wenn es darum geht, den Rest der Familie in Schach zu halten, damit auch ja keiner einen voreiligen Blick auf die Geschenke werfen kann.

Ich dagegen habe es etwas einfacher: Ich schmücke den Baum! Punkt 17 Uhr begeben sich auf die Terrasse und hole den schönen Baum herein. Es ist wirklich ein schöner Baum, sagt die Frieda. Doch, doch, sage ich, der Baum ist schön. Dann kommt die kleine Frieda und sagt auch noch, dass der Baum schön ist. Nachdem wir alle noch ein paar Mal um den schönen Baum herumgegangen sind, sagt die Frieda: Mein Gott, es ist schon halb sechs!

Und damit beginnt offiziell in allen Familien, die sich bei diesem Fest noch bürgerlicher Geheimnistuerei bedienen, der nervöse Teil der Bescherung.

Deshalb stecke ich mir vorbeugend zunächst mal eine

Zigarre an, einmal im Jahr, und überlege in aller Ruhe, welche formalen Prinzipien ich diesmal zur Ausschmückung meines schönen Baumes anwende. Habe ich dann den Baum nach einigen Schnitzereien endlich mit dem Sägemesser glücklich in den Christbaumständer gezwängt, weiß ich auch schon, wie ich's mache: Diesmal werde ich endlich dem Prinzip huldigen: Je schlichter, desto vornehmer. Zwei bis drei Kugeln, vier bis fünf Kerzen, hier und da einen Silberfaden, aus! Schluss. Ende. Schließlich ist das ja ein Baum und keine Hollywoodschaukel. Das soll natürlich nicht heißen, dass wir nicht genügend Kugeln und Kerzen, Lametta und Engelhaar, Glöckchen und Trompeten hätten. Im Gegenteil. Ich könnte damit drei Bäume, pardon, drei schöne Bäume schmücken. Und schon erhebt sich die Frage: Nur bunte Kugeln oder nur silberne Kugeln? Nur weiße Kerzen oder nur rote Kerzen? Engelhaar oder kein Engelhaar? Ja, was sollen meine intellektuellen Freunde denken, wenn die zu Besuch kommen und sehen dann meinen Misch-Masch aus Sentimentalität und Kunstgewerbe. Schockschwerenot!

In diese meine präzisen ästhetischen Überlegungen hinein platzt die Frieda mit dem Ruf: Wie weit bist du? Um sechs Uhr ist Bescherung! Das schaffe ich nicht, rufe ich zurück, ich kann ja den Baum nicht

übers Knie brechen. Wir haben zu Hause, sagt die Frieda, immer um sechs Uhr die Bescherung gehabt. Wir haben die Bescherung, sage ich, immer um halb acht gehabt. Wir haben sie um sechs gehabt, sagt die Frieda. Um sechs Uhr schon Bescherung, sage ich, warum dann nicht gleich schon um vier Uhr oder schon im Oktober, wir haben die Bescherung immer um halb acht gehabt, manche Leute haben ja die Bescherung erst am anderen Morgen. Und wann sollen wir essen, fragt die Frieda. Nach der Bescherung, sage ich.

Also um neun Uhr, sagt die Frieda, bis dahin bin ich ja verhungert, wer hat übrigens das Marzipan, das hier auf der Truhe lag, gegessen? Ich nicht, ruft die kleine Frieda aus der Küche. Also, sagt die Frieda, also wenn du den Baum nicht in einer Viertelstunde fertig hast, dann könnt ihr euch eure ganze Bescherung sonst wo hinstecken.

Vielleicht fängt schon mal einer an zu singen, sage ich, desto leichter geht mir der Baum von der Hand. Und alle ästhetischen Überlegungen nun über den Haufen werfend, überschütte ich den schönen Baum mit allem, was wir haben, sodass man schließlich vor lauter Glanz und Gloria keinen Baum mehr sieht und die Frieda kommt wieder rein und sagt, nun hast du's ja doch wieder so gemacht wie im vorigen

Jahr, das nächste Mal schmücke ich den Baum. Ja, sage ich, wenn ihr mir keine Zeit lasst, kann natürlich kein Kunstwerk entstehen. Nun steh hier mal nicht im Weg, sagt die Frieda, und halte dumme Reden, geh jetzt hier mal raus, ich muss jetzt hier die Geschenke packen und aufbauen. Ja, wo soll ich denn hingehen, frage ich, darf ich vielleicht ins Wohnzimmer? Nein, ruft da meine Schwägerin, die inzwischen eingetrudelt ist, dass mir keiner ins Wohnzimmer kommt, ich bin noch nicht fertig. In die Küche darf ich auch nicht, da bastelt nämlich die kleine Frieda noch an diesen entzückenden Kringelschleifen für jedes Päckchen herum. Die Frieda kommt aus dem Christbaumzimmer und ruft: Augen zu!!! Ich halte mir die Augen zu und sage: Ins Bad nur über meine Leiche, da hab ich nämlich meine Geschenke versteckt. Und so geht das die ganze nächste halbe Stunde: Dreh dich mal um, guck nur nicht unter den Teppich, wer hat den Schlüssel vom Kleiderschrank, ich brauche noch geschmackvolles Weihnachtspapier, der Klebestreifen ist alle, willst du wohl von der Tür da weggehen, such lieber mal die Streichhölzer, meine Mutter hat das alles alleine gemacht, das ist gemein, du hast geguckt, die paar Minuten kannst du wohl noch warten! Bis es dann endlich soweit ist, aber auch dann kommt keine

Ordnung zustande, dann heißt es: Wer packt zuerst aus? Du! Nein, ich doch nicht, zuerst das Kind, dann du. Nein, du dann. Wieso ich? Also dann du und dann ich. Ich zuletzt, bitte.

Nun werden Sie vielleicht mit Recht fragen, sagen Sie mal, wird denn bei Ihnen gar nicht gesungen, wird bei Ihnen nur eingepackt und ausgepackt. Doch, doch, natürlich, wir singen auch, erste Strophe und so, aber dann fällt's meistens auseinander, aber wissen Sie, beim Einpacken und Auspacken, da sind wir alle so nervös und verlegen, dabei merkt man die Liebe und den Frieden und den Menschen ein Wohlgefallen viel, viel stärker als beim Singen. Und auch der Baum, der kann dann sein, wie er will, groß oder klein, dürr oder dicht, bunt oder schlicht, alle sagen dann jedes Mal: Also der Baum ..., also der Baum ..., der Baum ist wunderschön.



Lass doch dem Kind die Flasche

WOLFGANG FIETKAU

Schlaf man ruhig, sagte sie, so ein Spektakel haben wir lange nicht gehabt, ausgerechnet an Heiligabend. Du hast mir richtig leid getan. Aber schließlich hast du es dir selber eingebrockt. Jetzt schlaf man ruhig.

Der Kleine schluchzte noch immer. Seit einer halben Stunde hatte er sich nicht beruhigt. Manchmal, wenn ihn ein Schluchzer schüttelte, quietschte es sogar in den Streben der Metallbettstelle. Das schwesterliche Zureden schläferte ihn ein, aber in seinem Gesicht sah es noch nicht so friedlich aus wie sonst, wenn der Vierjährige schlief. Sie musste erst seine Faust öffnen, die er in ihr Nachthemd gekrampft hatte, als wollte er sich noch schlafend ihre Nähe sichern.

Sie schob den Schirm der Nachttischlampe in eine andere Richtung, damit das Licht nicht mehr auf den kleinen Schläfer, sondern auf ihre noch nicht ganz erwachsene Figur fiel. Sie betrachtete sich prüfend im Spiegel, von oben bis unten und wieder zurück,

ist die gläubige Menge und feiert das Fest und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmittagschlummer. Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienst rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktflückens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in den man das Geburtsfest des heiligen Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen Westen herüberrückt, so rückt das Geläute von Osten nach Westen, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pause und beginnt nach einigen Minuten jenseits des Ozeans.

Freude auf dem Weg zum Stern



Die Legende von den Heiligen Drei Königen

JOHANNES V. HILDESHEIM

Als die drei Könige sich – jeder in seinem Reiche – mit aller Pracht und Kostbarkeit und großem Gefolge für die Reise gerüstet hatten, machten sie sich auf den Weg. Keiner wusste von dem anderen, doch wurde jeder von ihnen auf seinem Wege von dem Stern geführt: Er ging mit ihnen weiter, wenn sie ritten, er stand mit ihnen still, wenn sie anhielten. Bei Nacht leuchtete er nicht wie ein Stern oder wie der Mond: Strahlend hell wie die Sonne stand er über ihrem Wege.

Da zu dieser Zeit Friede herrschte auf der ganzen Erde, standen die Stadttore Tag und Nacht offen. Die Bewohner der Städte und Dörfer, die sie durchzogen, erschrakten und waren voller Verwunderung: Denn sie sahen Könige mit großem Gefolge – und auf ihrem Wege war es taghell – auch des Nachts! Niemand wusste, woher sie kamen und wohin sie gingen; am Morgen war der Boden von den Hufen unzähliger Tiere zerstampft. Von solchem Gesche-

hen sprach man lange Zeit. Die drei ruhmreichen Könige kamen bald in andere Länder und fremde Gegenden. Jeder machte seinen Weg über Flüsse, Wüsten und Berge, durch Ebenen, Täler und schreckliche Sümpfe ohne irgendwelche Hindernisse. Alle schwierigen und steilen Wege wurden leicht und eben.

Sie ruhten weder Tag noch Nacht, sie brauchten weder Speise noch Trank; ohne zu essen und zu schlafen, kamen sie bis nach Bethlehem; es schien ihnen nur ein Tag zu sein. So gelangten sie unter Gottes und des Sternes Führung am dreizehnten Tag nach der Geburt des Herrn bei Sonnenaufgang vor Jerusalem an.

Die ruhmvollen Könige näherten sich mit ihrem Gefolge, jeder auf seinem besonderen Wege, der Stadt Jerusalem bis auf zwei Meilen. Da plötzlich bedeckte dichter Nebel und undurchdringliche Finsternis das ganze Land. Und sie verloren den Stern. Isaias hatte prophezeit: „Auf, werde Licht, Jerusalem, denn dein Licht will kommen, die Herrlichkeit des Herrn erstrahlt dir. Denn Finsternis bedeckt die Erde und Wolkendunkel die Nationen.“

Zuerst kam König Melchior mit seinem Gefolge vor Jerusalem auf dem Kalvarienberge an, auf dem später der Herr gekreuzigt wurde. Auf Gottes Wink

lagerte er hier in Nebel und Dunkelheit. Der Kalvarienberg ist ein hoher Fels, fast zwölf Stufen hoch; hier wurden damals die Verbrecher hingerichtet. In der Nähe liefen drei Straßen zusammen; dort blieb Melchior, weil er im Nebel den rechten Weg nicht wusste. Bald darauf kam Balthasar, der König von Godolien und Saba, mit seinem Gefolge und lagerte neben dem Ölberg bei einem kleinen Dorf, das Galiläa heißt.

Als die beiden Könige Melchior und Balthasar hier rasteten, hob sich der Nebel ein wenig, aber der Stern schien nicht. Beide – doch ohne einander zu sehen – zogen etwas weiter, und als sie an die Wegkreuzung gelangten, da gerade kam Caspar, der König von Tharsis und der Insel Egrisoulla, mit seinem Gefolge herauf. An dieser Kreuzung dreier Straßen trafen sich die Könige. Nie zuvor hatten sie sich gesehen, und sie kannten einander nicht. Jetzt aber umarmten und küssten sie sich voller Freude. Obwohl sie verschiedene Sprachen redeten, verstanden sie sich. Jeder erzählte den Anlass zu seiner Reise, und als sie hörten, dass sie alle drei dasselbe Ziel hatten, wurden sie noch viel froher und freudiger. In diesem Augenblick zerteilte sich der Nebel völlig, die Sonne ging auf, und die Könige zogen ein in Jerusalem. Sie erfuhren, es sei die Königsstadt, die ihre Vorfahren oft erobert hatten;

sie hofften, den neugeborenen König hier zu finden. Vor solch einem riesigen, wohlgerüsteten und unerwarteten Zuge erschrak Herodes und die ganze Stadt, denn das gesamte Gefolge war nun so groß, dass die Mauern die große Menschenmenge nicht fassen konnten; der größte Teil musste daher außerhalb bleiben und lag wie ein Belagerungsheer rings um die Stadt.

Als die drei Könige nun in Jerusalem einzogen, fragten sie alle Leute nach dem neugeborenen König der Juden. Sie fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufleuchten sehen und sind gekommen, um Ihm zu huldigen.“

Als der König Herodes dies hörte, geriet er in Erregung und ganz Jerusalem mit ihm. Er ließ alle Oberpriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und fragte sie aus, wo der Christus geboren werden solle. Sie gaben ihm zur Antwort: „Zu Bethlehem in Judäa. Denn also steht beim Propheten geschrieben: ‚Und du, Bethlehem im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas; denn aus dir wird der Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel regieren soll‘“ (Mich 5,1).

Die Könige erfuhren von den Schriftgelehrten, wo Jesus geboren war, und verließen darauf Jerusalem. Und plötzlich sahen sie den Stern wieder. Er ging

vor ihnen her bis nach Bethlehem, das zwei kleine Meilen von Jerusalem entfernt liegt. Ihr Weg führte an den Weiden vorbei, wo der Engel den Hirten die Geburt des Herrn verkündet hatte. Als die Hirten die Könige und den Stern erblickten, liefen sie eilig herbei und erzählten, dass ihnen in solch strahlendem Himmelslicht ein Engel erschienen sei und ihnen die Geburt des Herrn verkündet habe. Auch berichteten sie alles, was sie in Bethlehem gehört und gesehen hatten. Das vernahmen die Könige in froher Bewegung! Sie freuten sich über die Worte und Beteuerungen der Hirten, sie hatten ja auch eine Stimme aus dem Stern gehört und hegten keinerlei Zweifel. Die drei Könige beschenkten die Hirten reichlich, dann verabschiedeten sie sich und ritten weiter. Kurz vor Bethlehem saßen sie ab, kleideten sich in ihre königlichen Gewänder und legten ihren schönsten Schmuck an. Wiederum ging der Stern vor ihnen her, und je näher sie Bethlehem kamen, desto heller erstrahlte sein Licht. Sie waren in der ersten Stunde von Jerusalem aufgebrochen, in der sechsten Stunde des gleichen Tages kamen sie nach Bethlehem. Sie ritten durch die Straße, die „Die Bedeckte“ hieß, an deren Ende der Stall und die Höhle lagen. Und plötzlich stand der Stern über dem Stalle still. Er senkte sich herab zwischen die verfallenen Wände

aus Lehm und Stein und leuchtete dort mit unbeschreiblicher Klarheit. Der alte Stall und die Höhle waren voll strahlenden Lichts. Dann stieg der Stern wieder in die Höhe des Himmels und stand dort unbeweglich. Doch ein wundersamer Glanz verblieb in der Höhle, und „sie traten in das Haus, sahen das Kind mit Maria, Seiner Mutter, fielen nieder und huldigten Ihm. Dann öffneten sie ihre Truhen und brachten Ihm Geschenke dar: Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Als die drei Könige den Herrn angebetet und ihm ihre Gaben dargebracht hatten, empfanden sie und ihr Gefolge wieder Müdigkeit, Hunger und Durst, während sie den weiten Weg von den äußersten Grenzen der Erde ohne jede Speise und Trank und ohne Schlaf zurückgelegt hatten. Jetzt schliefen und aßen sie; den ganzen Tag brachten sie in Ruhe in Bethlehem und den benachbarten Orten zu. Überall erzählten sie in Bescheidenheit, warum sie aus so weiter Ferne gekommen waren und wie der Stern sie so wunderbar geführt hatte. Durch solche Erzählungen erstarkte der Glaube der Heiden, die Juden aber ärgerten sich darüber.

Der Evangelist erzählt: Die Könige empfangen im Traum den Befehl, sie sollten nicht wieder zu Herodes zurückkehren. So zogen sie auf einem ande-

ren Weg nach Hause. Nun aber leuchtete ihnen der Stern nicht mehr. Auf dem Rückwege suchten sie bei Nacht Unterkunft, sie hatten Speise und Trank nötig für sich und ihr Gefolge und Futter für ihre Tiere wie andere Reisende auch. Auf drei verschiedenen Wegen, aus drei verschiedenen Ländern waren die Könige gekommen und hatten sich auf wunderbare Weise getroffen. Jetzt kehrten sie auf einem Weg zurück.



Die Wanderer in der Wüste

HANS R. PRUPPACHER

Einst lebte ein weiser König im Morgenland. Eines Tages beobachtete er einen seltsamen Stern am Himmel. Seine Hofastrologen deuteten ihn als Zeichen der Geburt des Messias, denn sie hatten die alten Schriften studiert. Der Sohn des Königs wusste es auf seine Weise: Der Stern sprach zu ihm in seinen Träumen ...

Als der König mit Gefolge zur großen Reise aufbrechen wollte, um den verheißenen Messias aufzusuchen und ihm zu huldigen – da war der Prinz mit einigen seiner Freunde schon bereit. Ja, er hatte an alles gedacht: Vorräte für eine lange Reise, Decken für kalte Nächte im Freien und reiche Geschenke für den Neugeborenen. Sein Vater warnte ihn: Er sei noch zu jung und habe keine Ahnung von den Strapazen dieser Reise, von den Gefahren im unbekanntem Land, da es sogar für erfahrene Männer ein Wagnis bedeute. Aber wenn eben dieser Stern auch die Jungen rief? Wer durfte sie zurückhalten?

Dennoch – auf dem beschwerlichen Weg durch die Wüste geschah es: Der beste Freund des Prinzen erkrankte und brauchte dringend Pflege. Der Stern, der sie in die Einöde geführt hatte, war nicht mehr zu sehen. So hielten sie Rat. Einer der Männer im Gefolge des Prinzen glaubte, die Gegend von früheren Reisen her zu kennen: Eine Oase konnte nicht allzu weit entfernt sein. Aber das war ein Umweg zur großen Stadt, die am Rande der Wüste liegen musste. Und war eine solch große Stadt nicht am ehesten der Ort für den Palast eines mächtigen Herrschers, des verheißenen Messias? Wer strebte da nicht vorwärts, näher ans Ziel? Der Prinz jedoch

Babuschkas Kopftuch, dass sie es kaum an vier Knotenzipfeln tragen konnte. Aber dennoch marschierte sie den drei Königen tapfer hinterdrein.

Nach langen Monaten hatte sie sich endlich bis zum Stall von Betlehem durchgefragt. Müde, doch voller Vorfreude trat sie ein. Aber die Krippe war leer, die Heilige Familie fort, und nur der Ochse warf der alten Babuschka einen langen freundlichen Blick zu. Da wischte sich Babuschka eine Träne aus dem Auge und legte ihr Schwarzbrot in die verlassene Krippe. „Bist du der Herr der Welt, wirst du wohl wissen, dass ich gekommen bin“, sagte sie und versuchte, ein wenig im Stroh zu rasten.

In dieser Nacht wurde Babuschka von einer süßen Stimme geweckt. „Ich bin das Christkind“, sagte sie. „Willkommen, gute Babuschka. Gib mir deine Hand und folge mir zu meinem Vater, dem Herrn der Welt!“

Babuschka gehorchte und trat an Jesu Christi Hand mitten hinein ins Reich Gottes.

Wegen dieser alten Weihnachtslegende schenkt das Christkind den russischen Kindern bis auf den heutigen Tag ein Schwarzbrot. Es steckt in den am Kamin aufgehängten Weihnachtsstrümpfen. Andere Geschenke sind manchmal freilich auch dabei.

Quellenverzeichnis

Texte

- Dino Buzzati, Die Nacht im Dom © Ingrid Parigi, Bergamo
Karel Čapek: aus: Karel Čapek, Wie in alten Zeiten. Das Buch der Apokryphen. Aus dem Tschechischen von Eckhard Thiele. S. 62-65 © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1977
Wolfgang Fietkau, Lass doch dem Kind die Flasche, aus: Elisabeth Antkowiak (Hrsg.), Mitten in der dunklen Nacht, St. Benno Verlag, Leipzig 1981 © Wolfgang Fietkau, Erben Kleinmachnow
Petra Fietzek, Weihnachtsgeheimnis © Alle Rechte bei der Autorin
Elisabeth Hardt, Die Legende vom vierten König, aus: Elisabeth Hardt/DER WEINBERG, Missions- und Familienzeitschrift der Oblatenmissionare 1/2014
Hanns Dieter Hüsch, Die Bescherung, aus: Hanns Dieter Hüsch/Marc Chagall, Das kleine Weihnachtsbuch, Seite 20ff, 2012/15 © tvd-Verlag Düsseldorf, 1997
Erich Kästner, Das Geschenk, aus: Erich Kästner, Das fliegende Klassenzimmer. Ein Roman für Kinder. Dressler Verlag, Hamburg 1933. © Atrium Verlag, Zürich 1933 (Auszug)
Siegfried Lenz, Das Wunder von Strieglendorf, aus: Bethlehem ist heute, Copyright © 1957 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Johannes Linke, Besuch in der Christnacht © Alle Rechte beim Autor
Anthony de Mello, „Einer von euch ist der Messias“, aus: Ders., Warum der Schäfer jedes Wetter liebt. Weisheitsgeschichten. Übersetzt von Ursula Schottelius © Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. 2013, S. 57f
Hans R. Pruppacher, Die Wanderer in der Wüste aus: Hans R.

- Pruppacher, Gott ist näher als du denkst © St. Benno Verlag, Leipzig
- Herbert Rosendorfer, Schlittenfahrt, aus: Herbert Rosendorfer, Eichkatzelried. Geschichten aus der Kindheit und Jugend © 1979 by nymphenburger in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
- Ellen Schöler, Der König aus dem Morgenland, aus: Ellen Schöler, Der Weihnachtsapfel, Arena Verlag, Würzburg 1970 © Esther Schöler
- Helmut Thielicke, „Ungewöhnliche Leute vor der Krippe“, aus: Ders., Der Christ im Ernstfall. Das kleine Buch der Hoffnung. Meditationen – Reflexionen © Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. 1981, S. 87 ff
- Karl Heinrich Waggerl, Advent, aus: Karl Heinrich Waggerl, Das ist die stillste Zeit im Jahr © Otto Müller Verlag, Salzburg 2004

Bilder

Cover: © elly99/iStockphoto.com;

Innenillustrationen: © Michaela Steininger/Fotolia.com.

Wir danken allen Rechteinhabern für die freundliche Abdruck-erlaubnis. Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber in Er-fahrung zu bringen. Für zusätzliche Hinweise sind wir dankbar.